

Festes Haus oder leichtes Zelt?

Die Erzählungen von den Erzeltern als Paradigma einer Kultur des Vorübergehens

Margit Herfarth, Studienleiterin am AKD

Die biblischen Bücher sind durchzogen von einer großen Spannung. Der eine Pol dieser Spannung ist die Suche nach Heimat, die Freude über das Auffinden dieser Heimat und die Trauer um ihren Verlust. Der andere Pol ist das Aufbrechen, Wandern und Grenzen überschreiten. Kurz gesagt: eine Spannung zwischen festem Haus und leichtem Zelt.

Die Menschen, von denen im Pentateuch und in den Geschichtsbüchern des Ersten Testaments erzählt wird, suchen eine Heimat, in der sie sicher wohnen können. Jeder und jede unter einem Weinstock und einem Feigenbaum, ohne von feindlichen Mächten aufgeschreckt zu werden¹, in einem Land, in dem Milch und Honig fließen.² Dort wird Gott seinen Namen wohnen lassen³, so die Hoffnung. Für kurze Zeit wird das verheißene Land tatsächlich zur Realität. Ausführlich und detailliert schildert die Bibel den Bau des Tempels und der königlichen Paläste in Jerusalem⁴, nüchtern und sparsam den Bau der Heiligtümer und Städte im Nordreich Israel.⁵

Bald aber fällt das Nordreich Israel der assyrischen Großmacht zum Opfer, später dann das Südreich Juda den Babyloniern. Das Trauma der Eroberung Jerusalems und der Deportation von Teilen der Bevölkerung wird auch zur Zerreißprobe für den Glauben. Was bedeutet es, dass der eigene Gott offenbar den Göttern der Feinde unterlegen war? Was bedeutet es, dass das Land, das doch als Geschenk Gottes geglaubt wird, verloren ist? Wie lässt es sich gottesfürchtig leben abseits vom Tempel und seinen Ritualen?

Erstaunlich ist, dass es gelingt, den Glauben neu zu denken. Aus der Heimatlosigkeit entsteht eine neue Theologie. Traditionen werden neu gedeutet, alte Texte gesammelt, redigiert und kommentiert. Radikal Neues wie das Konzept des Monotheismus wird erst jetzt gewagt. Die Geschichte mit ihren Brüchen und ihrem (vorläufigen) katastrophalen Ende wird in dieser Brüchigkeit als Geschichte Gottes und Chance für Veränderung interpretiert. Und die Menschen, die theologisch denken und arbeiten, greifen zu den (fiktiven) Anfängen der Geschichte

¹ Micha 4,4.

² Ex 3,8.

³ 1. Kön 8,29.

⁴ 1. Kön 6 und 7 oder 6f.

⁵ So z.B. Sichem, Pnuel, Bethel und Dan. Siehe 1. Kön 12,25-29

Bild: Wikimedia Commons



Eliezer und Rebekka (Wiener Genesis, Syrien, 6. Jh.)

zurück. Jetzt nämlich, in der Zeit des Exils, werden die Erzählungen von den Erzmüttern und Erzvätern wichtig. Ihre Aufbrüche und Wanderungen werden durchsichtig für das Leben von Entwurzelten: unterwegs sein ohne zu wissen, wo der nächste Zeltplatz sein wird, völlig auf sich selbst gestellt, geleitet von der Hoffnung auf Zukunft und neue Heimat.

Die Erzählungen von Sara, Rebekka, Rahel und Lea, von Abraham, Isaak, Jakob und Josef spielen in der Welt nomadischer Stämme, die in der Steppe zwischen Wüste und Kulturland ihre Herden hüten. Das, was gewöhnlich für fast jede Religionsform charakteristisch ist, gibt es nicht: es gibt keinen Tempel, kein professionelles Personal, keine Institution. Es gibt nur die Menschen und ihre menschlichen Themen, die allerdings nie ohne Transzendenzbezug gedacht werden. Alles, wirklich alles, hat mit Gott zu tun: die Geschwisterkonflikte, der Streit um die fruchtbare Weide, Eifersucht, Liebe und Lust, ungewollte Kinderlosigkeit und Schwangerschaft, Erbschaftsangelegenheiten und Generationenkonflikte. Diesem Gott wird zwar ab und zu ein provisorischer Altar errichtet, aber einen festen Wohnsitz hat er nicht.

„Gott geht mit“, dieser uns fast schon banal erscheinende Glaubenssatz ist der Kern einer nomadischen Theologie. Ein Gott, der mit den Sippen und ihren Herden von Lagerplatz zu Lagerplatz zieht, der ist auch in Babylon, in Alexandrien, in Rom und allen anderen Orten der Diaspora zu Hause. Er hat keine Bilder, keine heiligen Haine, keine Tempel und noch nicht einmal einen Namen. „Ich bin, der ich bin“ ist der eine und einzige Gott für Menschen, „die keine sichere Heimat mehr haben, die ihren Ort auf dieser Erde erst suchen müssen und

deshalb auf einen Gott hoffen, der so wie sie nicht sicher wohnt, aber mit ihnen geht"⁶.

Die entwurzelten Judäer und Judäerinnen im Exil und später fast überall in der Welt haben ihre Heimat in Gestalt von Erdboden, Feldern, Häusern und Olivenbäumen verloren. Doch sie finden eine neue Heimat in der Sprache: im Erzählen von dem, was war und dem, was kommen wird, konstituiert sich Gemeinschaft, Geschichte und Identität. Sprache wird zur Heimat - und weil Sprache flüchtig ist, wird sie in Schrift gefasst. Das Buch der Bücher wird zur tragbaren Heimat. Dass die Erfahrung der Heimatlosigkeit (Glaubens-)Literatur hervorbringt, wiederholt sich bei Paulus, dessen Briefe von Entfernung zeugen, von Zwischenstationen, von Ankommen und Aufbrechen. Die Briefe lassen über viele Kilometer hinweg die Menschen im theologischen Gespräch bleiben und ermöglichen die Gemeinschaft untereinander, aller geographischen Entfernungen zum Trotz.

Festes Haus oder leichtes Zelt? Ein Gott, der nicht ortsgebunden ist, befreit zur Ortlosigkeit. Die nomadische Kultur der Erzeltern, so alltäglich und eigentlich undramatisch sie wirkt, hat ihre Spuren auch in den Büchern des Neuen Testaments hinterlassen. Jesus ist als Wanderer in selbst gewählter Obdachlosigkeit unterwegs und verlangt von denen, die ihm nachfolgen, die nomadische Tugend des Aufbruchs mit wenig Besitz, ohne Blick zurück. Paulus und andere lassen die festen Häuser hinter sich und wählen die reisende Heimatlosigkeit. Alle profitieren von der Gastfreundschaft der Glaubensgeschwister - ursprünglich eine Tugend der Nomaden, man denke nur an Erzählungen wie die von den drei Männern bei Abraham und Sara. Ohne Gastfreundschaft sind Menschen ohne festes Haus verloren. Eine Ausbreitung des Christentums wäre ohne seinen Charakter als „Wanderreligion“ und die nomadische Tugend der Gastfreundschaft nicht möglich gewesen.⁷

Und dennoch bleibt das Bedürfnis nach Stetigkeit, nach Verwurzelung und Zuhause-Sein ein wesentlicher Aspekt des Menschseins. Getreide, Oliven und Wein werden nur dann angebaut, wenn überhaupt die Chance besteht, auch nach Jahren des geduldigen Arbeitens die erste Ernte zu erleben. Menschen können sich einem bestimmten Flecken Erde so verbunden fühlen, dass sie auch nach Jahren im Ausland - wie Josef in Ägypten - den Wunsch haben, am Ende in dieser heimatlichen Erde begraben zu werden und nicht im „Irgendwo“.⁸ Die großartigen gotischen Kathedralen wären nicht erbaut worden, hätten sich Menschen nicht über Generationen einer bestimmten Stadt zugehörig gefühlt.

Die Spannung zwischen den beiden Polen der Sesshaftigkeit und der Wanderbewegungen durchzieht die gesamte Geschichte des Christentums. Die Kirche als Institution und Fels in der Brandung aller historischen Umwälzungen, die gleichsam für die Ewigkeit gebauten

⁶ Johann Hinrich Claussen: Das Buch der Flucht. Die Bibel in 40 Stationen. München 2018, S. 12.

⁷ So Claussen, a.a.O., S. 306.

⁸ So bittet Josef um die einstige Überführung seiner Gebeine in die alte Heimat. Gen 50,25.

Kirchen, das Beharrungsvermögen der institutionellen Strukturen, die Ineinssetzung von „Christentum“ und „Abendland“ - all dies sind Merkmale eines sesshaften Glaubensmodus.

Dynamik und Reformbereitschaft wiederum entstehen dann, wenn der Impuls des Nicht-Sesshaften, des Nomadischen wieder gehört wird: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, aber die zukünftige suchen wir“, wie es im Hebräerbrief⁹ formuliert ist. Die Auswanderung der mennonitischen Gemeinschaften, die Glaubensflüchtlinge in der Neuen Welt, die jesuitischen Missionare in China und Japan, die Container-Kirche auf dem Kirchentag, die reitenden methodistischen Prediger: hier lässt sich das Erbe der Erzeltern sehen, die im gemächlichen Tempo einer Ziegen- oder Kamelherde immer wieder bereit sind, angestammtes Land zu verlassen.

Lebens- und Glaubenskunst ist es, im festen Haus wie im leichten Zelt zu leben. Das heißt, als Kirche wie als einzelner Mensch eine nüchterne und zugleich wertschätzende Haltung zum Gegebenen zu pflegen: Nichts ist für die Ewigkeit gebaut. Heimat in jeglichem Sinne hat auch den Charakter des Zufälligen und Provisorischen. Wichtig ist, die Balance zu finden, „abschiedlich“ zu leben und sich zugleich um das kulturelle Gedächtnis, um Schrift, Sprache und Tradition als tragbare Heimat zu bemühen. Doch die Spannung der beiden Pole lässt sich nicht vollständig auflösen. Eine Kultur des Vorübergehens, die an den Erzählungen von den Erzeltern gelernt werden könnte, bewegt sich genau in diesem Spannungsfeld von Bewahrung und Vorläufigkeit. In aller Kürze formuliert das ein im apokryphen Thomas-Evangelium überliefertes Wort Jesu (Logion 42):

Werdet Vorübergehende!

Wie lassen sich diese Überlegungen produktiv für die Unterrichtsvorbereitung nutzen, wenn in einer Grundschulklasse beispielsweise die Erzählungen von Abraham und Sara unterrichtet werden sollen? Zunächst einmal soll der Blick in den weiten biblischen Horizont, der hier versucht wurde, den eigenen Blick weiten und die Erzählungen als Fäden eines biblischen Gewebes erkennen helfen. Abraham und Sara stehen dann nicht mehr nur für Aufbruch und „Umzug“, sondern für die Spannung zwischen Nomadentum und Sesshaftigkeit, die Konstruktion von Heimat durch Sprache und Narration und das Vertrauen zu einem mitgehenden Gott.

Schülerinnen und Schüler können durch das Eintauchen in diese Erzählwelt ihre eigene Vorstellung und Sprachfähigkeit für den eigenen Lebensweg ausbilden. Denn dieser ist mit Sicherheit von Auf- und Abbrüchen betroffen oder wird es künftig sein. Mit den Kindern zusammen zu fragen, was in einer schnellen, mobilen und schwankenden Welt trägt und was tragbare Heimat sein kann, ist eine wesentliche Aufgabe des Religionsunterrichts.

⁹ Hebr 13,14.